

Die gefangene Königstochter.

Novelle von Walter Thal.

Hinter den beiden, die mit großen Schritten in der Vorgebirgsdämmerung am Waldsaum entlang dem Dorfe zueilten, knallten die Büchsen der Grünröde, die sich beim Fortschreiten im Scheibenschießen übten. Schnellfüßig lief der Widerhall unter den hohen Felsen hin und höhnte die Flüchtenden: „Wasserschau, Herr Kanzleirat? Schwaches Trommelfell, Herr Vater? Aber die zwei stapften nur noch eifriger voran. Denn die schwarze Wolkenwand hinter ihnen im Osten rühte immer näher, und die im Abendglut leuchtende Himmelsfläche im Westen wurde kleiner und kleiner; rauchbäume, Schleier hülften über sie hin, wie zitternde Geister der Angst.

Und dann prasselte das Wetter los! nächtliches Dunkel breitete über ein Riesenvogel die Schwärze über die Felder, gierig, das letzte bißchen der bängigen Hellheit zu verschlingen, Blitze peilschienen über die glühende Geister über die Baumwipfel, und der Regen stürzte herab, als habe ein gewaltiger See seinen Boden gesprengt.

Der Kanzleirat befreuzte sich; der Vater dagegen meinte: „Ja, nun können wir ja langsamer gehen — weil's gleich ist.“ Doch dabei maßigte er das Tempo nicht im geringsten.

Da erschien Land: ein Haus im Schwarzwälder Stil.

„Vahl nicht in die Landschaft“, behauptete der Vater; „aber in der Rot fürst der Teufel!“

„Pst, pst“, zischte sein Genosse; „nicht freveln, Vatten!“

Schon rief er an der Klingel der Gartenpforte. Zwischen zwei Donnern schritt und wimmerte die Glocke.

Geöffnet wurde nicht. Der Vater zog, der Kanzleirat zog zum zweiten Male. Umsonst.

Teilnahmevolle Mitmenschen? Inzwischen Vatten. Wie heißt die Wollschaf? Ach, da sieh hin: Walters Ruh. Wir sind die Watter — und du bist die Ruh! ... Nun, so steigen wir halt über den Zaun!“

Sagst, getan. Drüben war er. Und schon rief er die Tür der Villa auf.

Ein Schredensschrei: „Hinaus, hinaus!“ Eine lauffere Stimme dazwischen: „Aber Tante!“

„Hinaus, hinaus!“ Ein junges, blondes Mädchen trat zu Vatten heran.

„Ich würde so gern... aber meine Tante stirbt vor Angst, wenn Sie bleiben... Ich bitte, gehen Sie!“ Der Vater verneigte sich und ging. In einem unbeschreiblichen Zustand kam er ins Dorf.

Eine halbe Stunde später hatte sich der Spul ausgelobt. Wie dunkelblaue Seide spannte sich der Himmel über Dorf und Wald und Seen, und die Mondscheibe, die gerade über dem Kirchthurm stand, wachte nichts von all dem Gerede, die sich eben erst abgespielt hatten. Die Kiefern, die Linden in den Vorgärten schüttelten sich behaglich die feuchten Perlen vom Leib, die Gasse zu munteren-Bächen vereint, die Banne hinabjagten; die Menschen hüpfen in ungläublichen Gemüden über die Rinnsale und plauderten fröhlich miteinander wie Schulkinder, wenn der gestrenge Herr Lehrer die Klasse verlassen hat.

Ran ist sehr aufgeträumt nach solchen Naturereignissen, und so erfuhr der Vater schnell, daß Walters Ruhe von einem Geheimnis umgeben war. Die alte Dame da kam seit vielen Jahren im Juli hierher, ließ sich niemals sehen und war selbst ihren Verehrern unbekannt. Diesmal hatte sie ihre Nichte mitgebracht. Das war ein wunderschönes Mädchen. Wenigstens sagte das der Stationsvorsteher in Replau, von wo die beiden Damen in dichtverhängten Wagen hierhergeführt worden waren. Am Ort selbst hatte kein Mensch Gelegenheit gehabt, dies Urteil zu bestätigen oder zu verwerfen. Man nannte die junge Dame die gefangene Königstochter.

„Ein wunderschönes Mädchen“, dachte Vatten; „das stimmt.“ Und er dachte dem Unwesener und seiner Formlosigkeit, daß sie ihm dies kleidete vor das Auge und vor — die Seele geführt hatten. „Ich werde sie betreten“, dachte er übermüht in sich hinein. Und als die schwarze Wiege, die unbefleckte Schönheit, töngeln von Heilsdorf, ihn hat, seine Geier herauszuholen und auf der Gasse zu spielen, da tat er das mit einem festlichen Glückseligkeit und siedelte sie prächtig, daß die anderen alle das Wandern vergaßen und ganz andächtig zögerten.

Als er aber später so ganz nebenbei einen würdigen Postgenossen fragte, wie er sich wohl der gefangenen Königstochter nähern könne, da lachte der ihm gerade ins Gesicht: „Das geht nicht. Wenn ich dir sage, was der Dämon was vorhaben läßt? Na, na, schlagten Sie sich das dumme Zeug aus'n Kopf!“

dem Morgen vor Sonnenaufgang. „Gerade drum. Vater haben Glück. Wir wollen's probieren.“

Vorläufig zog er mit Mastkisten, Staffelei und photographischem Apparat in den Wald. Er dachte, daß die Natur nach der gestrigen Katastrophe ganz besonders herrlich sein müsse. Und der leichte Nebel, der über den Kiefern wogte, störte ihn wenig.

Er wanderte zum Jakobsee und war seelenvergüht. Er freute sich über jede Erdbeere, die purpurn unter den grünen Blättern hervorlugte, über die schillernden Käfer mit dem häßlichen Namen, über die krummen Holzweiber und vor allem über sich selbst, ihn, der einmal Rechtsanwalt hatte werden wollen und nun ein Priester der Schönheit war. Tausendmal lieber Hans Vatten, der Habenicht's, als Erich Hofmeister, der ernste, gefleckte Musterstudent und Einser-Jurist. Und er war ja gar kein richtiger Habenicht's, man „sagte sich um seine Illustrationen, und so gar ein paar Bilder hatte er schon verkauft.“

Die schwarze Wiege lief ihm über den Weg. Er sagte ihr freundlich guten Tag — und ging weiter. Sie war beinahe beleidigt.

„Siehst du, Hans“, dachte er da, „die nennt dich nun auch, wie dich die sieben Kollegen genannt haben: Moralfahle — oder so ähnlich. Die denken, du siehst alle Wunder Gottes mit dürftigen Augen — nur das höchste Wunder nicht, das Weib. Die Varen! Die meinen, jeder müßte es anstellen wie sie, den kleinen Mädchen den Kopf verdrehen, ihnen einen kurzen Freudenrausch schenken und dann: Adé! Das machen wir nicht. Wir könnten dabei nicht so fröhlich bleiben. Moralfahle — sei es drum.“

Unter solcherlei Selbstbetrachtungen war er zu seinem Ziel gelangt. Das Seeufer war schon ganz trocken. Er warf sich auf den Boden nieder und sog das friedliche Bild des Jblyls tief in sich hinein.

Da hörte er einen Wagen heranzurufen.

Wer mochte so früh hier herauffahren?

Der Wagen kam näher und machte ganz dicht bei Vatten halt.

Zwei Damen stiegen aus, eine ältere, die am Stock ging, und eine junge, schlanke, blonde, Allmächtige, die gefangene Königstochter! Vater haben Glück.

Sie schritten hinter ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken, und nahmen etwas abseits auf mitgebrachten Tüchern Platz.

Sie plauderten ungeniert. Er lag da, mit hochlopfendem Herzen. „Du bist verliebt, Hans“, sagte er wahnend zu sich selbst, „nimm dich in acht.“

Der Wind trug ihm einen Namen zu — Erich Hofmeister. Da erhob er sich leise und pirschte sich an die beiden Damen heran. Von einem Busch gedeckt, belauschte er die Aehnungslos.

„Du fragst“, sprach die Ältere mit einer warmen, nicht unangenehmen Stimme, „warum ich dich hier in Heilsdorf wie im Kerker halte, während ich Dir doch in Berlin alle Freiheit lasse? Du wirst nicht glauben, daß ich Dir irgendeine Art von Vergnügen mitgönne.“

„Gewiß nicht, Tante“, antwortete die Junge liebevoll.

„Schön. Es mag töricht sein. Aber wir Menschen sind abhängig von unklaren Befürchtungen und Hoffnungen. Und hier in Heilsdorf hat Deine arme Mutter den Mann kennen gelernt, der sie unglücklich gemacht hat. Wenn nun auch Du... Ich habe Deinem Vater auf dem Totenbett versprochen, über Dich zu wachen, daß Du nicht in Anfechtung fällst. Die Leute, mit denen wir in Berlin verkehrten, kenn ich alle. Ich weiß, daß unter den jungen Herren unserer Bekanntschaft keiner ist, der Deiner unwürdig wäre. Darum darf ich dich dort ohne Aufsicht lassen. Wenn meine schwache Lieblichkeit mich nicht hinderte, dich stets zu begleiten, so dürftest Du auch hier nach Herzlust Deiner Lebensfreude dich hingeben. Aber so!“

„Du traust mir wenig zu“, entgegnete die andere ein wenig empfindlich. „Bin ich nicht all genug zu eigenem Urteil? Und wenn ich schon nicht hinaus dar' aus Walters Ruh, warum darf niemand hinein? Warum haben wir sogar neulich im Gemeindefest den Händelgeizig gebredelt?“

„Weil man nie wissen kann, Via. Weil ich alt und kurzschäftig bin — auch im geistigen Sinne. Willst Du mich denn in Unruhe und feste Aufregung bringen?“

Die Junge ergriß die Hand der Tante und streichelte sie.

„Richt doch, nicht doch. Nur, sich mal, da wird mir ewig der Erich Hofmeister als Mutterbild der Männlichkeit hingestellt. Er ist es ja auch vom Scheitel bis zur Sohle. Spielt sehr gut Tennis. Soll als Jurist die glänzendsten Ausichten haben. Aber ich mag ihn nicht. Ich mag die bloße Gemeinlichkeit nicht; es muß auch Wärme dabei sein. Du weißt ja, wie gern ich ins Theater gehe, wie ich die Kunst und die Malerei liebe. Nur all das hat Erich keinen Sinn. Wir haben nur seinen Bräutigamspunkt.

Und mit den andern jungen Herren aus unserer Bekanntschaft ist es genau dasselbe hier in Heilsdorf könnte man vielleicht eine andere Sorte treffen. Man könnte doch mal versuchen. Ich sterbe ja geradezu vor Langeweile.“

„Du sprichst zum ersten Male so.“ „Weil Du heute zum ersten Male mit mir in den Wald gefahren bist.“

„Dein Geburtstag ist heute!“ „Oh, darf ich mir zu meinem Geburtstag etwas wünschen? Etwas mehr Vertrauen zu mir? Ein ganz klein bißchen Eingehen auf meine Art?“

Die Tante seufzte. „Ich hätte es geahnt, Deine Mutter lebt in Dir.“

Die Junge sprang empor und stand hoch aufgedröhrt vor der Älteren. Hinter ihr das Wasser, auf ihm kleine, krause Wellen, die das Morgenrot mit laufend rosigen Fingern betupfte, Schiß und Sand und Kiefern dunkel.

„Meine Mutter! Vielleicht hatte sie ganz recht, meine Mutter! Wenn Papa auch so ängstlich war wie Du!“

Das hörte der Vater noch. Aber was die Tante erwiderte, und ob sie es tat, das enignt ihm. Die unbewußte Schönheit Via hatte ihn ganz gefangenommen; die Gruppe gestaltete sich in seinem Geist zum Bild; er studierte inständig in höchster Eile die Valours der Farben. Dann nahm er den photographischen Kasten zur Hand, stellte ein und öffnete den Verschluss.

Gleich darauf zog sich die Tante an ihrem Stock in die Höhe, raffte die Tücher zusammen und legte scheidend zu dem Wagen zurück. Via bot ihr den Arm und führte sie. Wenige Minuten später trabten die Pferde davon, auf Heilsdorf zu.

Vatten aber ging mit Feuerzifer daran, sein neuestes Landschaftsbild zu malen: „Frühmorgen am Jakobsee“. In einer Viertelstunde hatte er die beherzschenden Äbne auf die Leinwand gebracht; eine Stunde später glaubte er für heute genug getan zu haben.

In der nächsten Zeit war der Kanzleirat mit Vatten gar nicht zufrieden. Nur selten wurde er seiner behaft, und wenn er ihn einmal attrapierte, war er schweigam und versonnen.

„Er ist verliebt“, entschied er, „die Hege, die Wiege, hat es ihm angetan. Schade um ihn, er wird sich verplempern.“

Aber als er Mienen ausholten wollte, lachte sie ihm ins Gesicht: „Ich weiß nichts von Ihrem Vater. Er stolzt den ganzen Tag im Wald herum.“

Und sie redete die Wahrheit. Von früh bis abends späht war Vatten draußen, arbeitete wie ein Pferd und hoffte unausgesetzt, er würde wieder einmal Via begegnen. Vergeblich.

Damals, als er sie belauscht hatte, war er drauf und dran gewesen, ihr zu ihrem Geburtstag vom Dorfgrüner einen Blumenstrauch zu schicken. Er hatte es bleiben lassen, weil er die Tante fürchtete. Jetzt sann er darüber nach, wie er durch die Dornenheide in das verzauberte Schloß eindringen könnte. Es kam ihm kein gefeierter Gedanke.

Da war wieder einmal ein Regentag. In Ausgesehen nicht zu denken. Der Kanzleirat und seine Frau benutzten die Gelegenheit und suchten Vatten in seinen vier Wänden auf.

Sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie sein Zimmer betreten. Ueberall standen angelegene und fertige Bilder herum: Wald und See, Mensch und Tier.

„Aber das ist ja die reine Kunstausstellung!“ rief die Käin. „Sie sind ein Tausendsassa. Und das verdammte See, Mensch und Tier.“

„Ich werd' es schon zeigen“, lachte der Vater, „in Berlin.“

„Die Rhodus, die fällt!“ setzenderte der Kanzleirat seiner Frau.

Da schob ein Gedanke durch Vattens Hirn. Wenn Via...

„Wer interessiert sich denn hier draußen für Kunst?“ meinte er. „Aber ja; nützt's nix, schad's nix. Ich werde mal sehen.“

„Sie werden sehen, daß Sie eine ganze Menge verkaufen — wenn Sie zivile Preise stellen. Die Wiege im Erdbeerfeld 3. B., an der Sie gerade herumspitzelten, geht weg wie warme Semmel. Was so mit Liebe gemalt ist.“

Vatten traf die Vorbereitungen zur Ausstellung mit allem Eifer, vollendete möglichst viele seiner Werke, besorgte für sie größere Rahmen, und vierzehn Tage später trat der lahme Postbote Einladungen zum Besuch der Ausstellung in alle Häuser des Ortes, darunter auch zu Walters. Der Gemeindevorsteher ließ das große Kunstereignis zum Ueberflus noch durch den Gemeinbedienten ausklingeln.

In der Honoratorenstube des „Goldenen Kammer“ harrte Vatten am Gastungstage der Dinge, die da kommen sollten.

Er war erfreut, wieviel Anklang das Unternehmen fand. Kaum ein einziger Sommergast verläumte den Gang zu den Bildern. Und auch die Einheimischen blieben nicht fern. Via freilich ließ sich am ersten

Tag nicht blicken. Dafür aber erlebte Vatten eine Ueberfischung, auf die er nicht im geringsten gefaßt war. Am Spätnachmittag erschien Erich Hofmeister, der torrette, auf dem Plan. Der Vater stand gerade an der Kaffe.

„Ah, sieh da, lieber Freund“, begrüßte ihn der Referendar, „da sind Sie selbst. Würden Sie die Güte haben, mich zu führen?“

Vatten tat ihm den Gefallen, ein bißchen mit Herzklopfen.

„Wie kommen Sie nach Heilsdorf?“ fragte er.

„Frau Waller hat mich gebeten, ihr bei den Vorbereitungen zur Rückkehr nach Berlin behilflich zu sein.“

„Frau Waller, die „Einfriedlerin“? Sind Sie mit ihr verwandt oder verschwägert?“

„Nein, bis jetzt noch nicht.“ „Aber es kann wohl werden?“

Hofmeister überhörte die Frage und entzündete sich dafür an dem Wilde Niese Blutmanns in den Erdbeeren.

„Prachtvoll. Ein famoscs Modell. Man könnte Sie beniden.“

Er war so hingekiften, daß er den Morgen am Jakobsee kaum bemerkte. Vatten tat das Seinige, um ihn von der Beschäftigung dieses Bildes abzuhalfen. Schließlich vertraute Hofmeister dem Vater an, daß er eigentlich als Spion ausgesandt sei.

Er sollte sehen, ob Vatten nichts Anstößiges in seiner Kollektion habe. Er habe zwar von vornherein versichert, daß das ausgefallen sei. Er kenne Vatten ja als Ehrenmann. Aber die Tante...

Am andern Tag fuhr die Kutsche der moralischen Tante vor. Vatten eilte auf die Straße und half den Damen heraus. Via lächelte ihn arglos freundlich an. Auch die Ältere entfaltete einige Liebenswürdigkeiten.

„Sie ist schon halb in Berlin“, dachte Vatten. Hofmeister war nicht von der Partie; er hatte an dem einmaligen Kunftgenus offenbar genug.

Tante Waller humpelte gewissenhaft von einem Bilde zum andern und unterzog jedes einzelne einer genauen Augenbeschäftigung. Sie äuferte unausgesetzt ihr Wohlgefallen, nur bei Nieses Waldbild verzog sie der Mund mißbilligend.

Da hatte Via den „Frühmorgen“ erndet. Ein entzündetes „Ah“ verriet ihre freudige Ueberfischung.

„Tante, Du — sieh nur: Du und ich!“

„Du und ich? Aber wie ist das möglich?“

„Weißt Du noch? An meinem Geburtstag.“

„Im, hm.“ „großte die Tante, man ist seines Lebens nicht mehr sicher auf dem Lande. Ich sag's ja immer. Man glaubt sich ganz unbeschäftigt, und hinter jedem Baum lauert ein Räuber oder so was Ähnliches.“

Via lachte laut auf. Vatten schlängelte sich heran.

„Aber sie verstand sofort die Sprache seines Auges; sie durchschaute, daß diese ganze Ausstellung nur ihr zuliebe veranstaltet war, und sie durchschaute auch den Mann, der all das ihr hulbig ein zu Früher legte.“

„Sie sind ein großer Künstler“, sagte sie schlicht; und was sie nicht sagte, das hörte er doch: „Ich liebe Dich.“

Die Tante betrachtete noch immer das Bild.

„Sie haben mich da recht hübsch hingeführt. Ich konnte mir da vor wie die gute, alte Zeit — neben der besseren neuen. Sie werden berührt werden. Das kann ich Ihnen voraus-sagen, obwohl ich keine Hege bin.“

„Und glücklich“, ergänzte Vatten fröhlich.

Sie sah ihn mißtrauisch an: „Viel-leicht.“

Es kam, wie es kommen mußte. Und er wäre gar nicht nötig gewesen, daß sich der torrette Erich in die schwarze Wiege vergahte, so daß die Tante ihn aus der Vist der würdigen Bewerber um Via's Hand strich. Es wäre auch nicht einmal nötig gewesen, daß die Tante selbst an Vatten Gefallen fand. Die blonde Via hätte ihren Kopf durchgeschleudert.

Es war ein großes Wundern in Heilsdorf, als eines Tages der an der Gittertürgelde schelte, und als ihm aufgemacht wurde. Aber es war ein noch größeres Wundern, als er heraustrat, Arm in Arm mit der gefangenen Königstochter.

Dem torretten Erich freilich war es nicht recht, daß der einfache Studiengenosse ihm den Rang abließ; aber er schwämmte zurzeit nicht für die Blonde, und er war auch viel zu fortweit, um nicht als erster seinen Glückwunsch darzubringen.

Heberrischen.

Dame (welche von dem Dienstmädchen ihres Schwieger-sohnes, den sie zum erstenmal besucht, an der Bahn abgeholt wird): „Sie scheinen mich nicht gleich erkannt zu haben.“ — Hal mein Schwieger-sohn Ihnen nicht eine genaue Beschreibung von mir gegeben?“ Dienstmädchen (zögernd): „Das wohl... aber ich mein', daß Frau, so arg ich's mit!“

Die Paradohojen.

Militärhumoreske von Adolf Dehler.

In Kompagnie - Kolonnen war das 3. Bataillon des Infanterie-Regiments „Karl Heinz“ auf dem Ragnernhof aufgebaut. Die ersten Sonnenstrahlen des andbrechenden Sommerlages huschten schüchtern über die 400 Helmspitzen und spiegelten sich handbreit tiefer in den blankgeputzten Rodknöpfen der Mützetiere. So harmlos und gleichsam das aufsteigende Tagesgestirn seine goldenen Fäden um die bligenden Messingteile der Soldaten spann, so ahnte es doch nicht, welsch ungeheures Kopfzerbrechen sein Sein oder Nichtsein dem Major und Bataillonkommandeur Frhr. von Waldow verursacht hatte.

Vor drei Wochen war eine Besichtigung des Bataillons, des einzigen des Thüringer Waldes gelegenen Residens, angefaßt worden, und zwar auf Wunsch des jungen Fürstpaars, das erst kurz vorher die Regierung angetreten hatte. Selbstverständlich hatten auch sämtliche direkten Vorgesetzten des Bataillons vom Obersten aufwärts bis zu dem kommandierenden General in liebenswürdiger Weise ihr Erscheinen in Aussicht gestellt.

Ueber den Ausfall der Besichtigung war der Major unter den gegebenen Umständen beruhigt; trotzdem un-gautes sein graues Haupt Gespenster, und zwar wegen des Besichtigungsantrages. Im Besichtigungs-befehl hieß es nämlich, daß bei Regimentswaffenrod und Hofe 4. Garnitur, bei schönem Wetter dagegen Rod 3. Garnitur und Leinenhofe anzulegen sei. So einfach und selbstverständlich dieser Regimentsbefehl sich anhörte, so barg er doch einen gewaltigen Stachel, denn während der letzten acht Tage hatte es stark geregnet, gestern dagegen stulte während des ganzen Tages prächtiger Sonnenschein vom azurblauen Himmel, und am Abend fehlte wieder ein aufbrillender Sprillregen ein. Wie konnte man bei solchem Wetter wissen, was der nächste Morgen bringen werde? Waffenrod 3. und 4. Garnitur ging ja allenfalls noch, denn darin kennt sich auch ein Generaloberst aus, aber eine schwarze Tuchhose von einer weißen Leinenhose, das konnte selbst ein Taubstummer unterscheiden. Um seinem gestrenge Herrn und Gebieter mit seiner unmaßgeblichen Meinung zur Seite zu stehen, erlaubte sich der Bataillonadjutant direkt anzudeuten, daß man ja vorsorglicher Weise beide Hosen mitnehmen könnte; die schwarze angezogen, die Leinenhose in Papier im Tornier; auf dem Exzerzierplatz bei Fichtenmoor könnte man sich ja entscheiden usw. Nur der Rangauer rüchst verhinderte, daß der Major seinem Adjutanten nun den Hals fiel, aber im Herzen dankte er ihm inbrünstig für diesen Gitterrat.

Die Besprechung der Offiziere hierauf im Kasino war sehr kurz, der Major legte den Herren zurecht, daß sie ebenfalls eine Tuch- und eine Leinenhose mitzubringen hätten. Da nun die Leutnants und Oberleutnants keine Tornierklappen mit sich führten, so hatte der Major — und das war sein eigenes Geistesprodukt — gewöhnlich, daß die Herren einfach die Tuchhose über die Leinenhose ziehen sollten. Das leuchtete ihnen anscheinend auch ein, erst als der Bataillonkommandeur das Kasino zwanzig Schritte hinter sich hatte, brach ein höchst unvorschriftsmäßiges Geschlatter los.

So stand nun das Bataillon seit einer halben Stunde zum Anmarsch bereit. Von der Uhr über dem Portal der Kaserne tönten drei Schläge: 1/2 Uhr. Die Zeit verstrich, und als das Glöcklein 3 Uhr, eine Viertelstunde später 1/4 Uhr schlug und der Major immer noch nicht auf der Bildfläche erschienen war, machten sich nach und nach Zweifel an seinem Wohlbefinden geltend. Endlich, als die Uhr 5 Minuten vor 1/2 Uhr zeigte, stieg der Major vor der Kaserne mit einem kräftigen Fluch — dem Talisman für eine gute Besichtigung — zu Pferde.

„Mit Seltionen rechts schwenk!“ — Ohne Zritt marsch!“ rief er schon im Anreiten mit einer Stimme, die leicht als Manometer seiner feilschen Depression gelten konnte. Ausgerechnet heute zu verschlafen, das war doch zu toll. Zurecht kam er ja noch mit seinen Leuten. Um 1/2 Uhr sollte das Bataillon beim Gehöft am Fichtenmoor stehen; benutzte er den Fichtweg hinter Weidenfeld, dann schneit er noch zehn Minuten des Weges ab. Bei dieser Aufrechnung fiel sein Blick auf den neben ihm trabenden Adjutanten; Himmel und Höle, ja der Besichtigungsanzug!

„Giffen“, fing der Major zu reden an, „wir werden doch die Leinenhose anziehen, die Sonne meint es schon ziemlich gut.“ Dasogen hatte der Adjutant natürlich nicht einzuwenden, auch dann noch nicht, als der Major anordnete, daß der Anzug in dem Gehöft auf dem roten Berg vor der Hand sollte, der gegenüber dem Gehöft diesseits des Exzerzierplatzes bezogen. Witterweise hatte das Adjutanten das Dorf Weidenfeld hinter sich. Ideal war der Fichtweg.

„Gestalt.“ Frau K.: Mein Mann überlegte es sich sehr lange, ehe er mit einem Antrag machte, er war so vorsichtig. Frau B.: „Ja, es sind immer die vorchtigen Leute, die reingeklat werden!“

den der Major eingeschlagen, nun gerade nicht. Der anfallende Regen in letzter Zeit hatte die ohnehin misere-table Passage keineswegs verbessert und nur langsam kam das Bataillon auf dem schlüpfrigen Lehmboden vorwärts; als das Gehöft des roten Berges erreicht war, zeigte die Uhr bereits 1/2. Dem Major war nicht extra zuzunote; menschlicher Berechnung nach mußte das Fürstpaar, die Generale und der Oberst längst an Ort und Stelle sein. Mit einer Art Galgenhumor vergegenwärtigte sich v. Waldow, wie er sich wohl im Zy-linder, Regenschirm und maugrauen Glaces ausnehmen mußte. Als er aus seiner Resignation emporsah, sah er einen Leutnant der vordersten Kompagnie mit beiden Händen an dem Äst eines Fichtennamms baumeln und zwei Mützetiere mühten sich ab, ihm die Tuchhose herabzuziehen. Ueberhaupt waren in dem Gehöft sämtliche Mannschaften mit dem Wechsel ihrer Beinleider beschäftigt.

Doch — blies es da nicht Alarm? Wichtig... An die Gewehr!“ Schrei der Major wie bestessen.

„Gerr Major gestatten, die Mannschaften sind in Unterbeinkleidern“, machte der Adjutant seinen Chef aufmerksam, und dieser glaubte beim Anblick des halbangelegelten Bataillons den Krampf zu bekommen. Aber das unauffällige Alarmblasen des Hornisten beim mark'tien Feind erinnerte ihn unbarmerzig an seine Pflicht.

„Gewehr zum Laufschrift!“ Laufschrift — marsch — marsch!“ kommandierte er ganz heiser vor Aufregung, und in demselben Moment tralbe das Bataillon, nachdem es aus dem Gehöft geteelen, über die 1200 Meter weite Ebene des Exzerzierplatzes. Dabei richtete es der Major ein, daß die Kompagnien durch den tiefsten Schmutz zu laufen hätten, der natürlich auch seine Schuldigkeit ist.

Am Gehöft bei Fichtenmoor hielten schon die Vorgesetzten hoch zu Kopf, und im Wagen sah die junge Fürstin. Beim Anmarsch des Bataillons schüttelte „uerrt der kommandierenden General, dann der Reihen-folge nach der Division, und der Brigade — General und zuletzt pflicht-gemäß aus der Oberst das Haupt. Endlich stand, über 1/2 über mit Schmutz bedekt, das Bataillon, und der Major von Waldow konnte den Rapport erkatten. Ganz der militärischen Disziplin zuwider rief die junge Fürstin dem Major, dem höchsten Militär ihrer Reich-zug: „Mein lieber Waldow, Sie sehen ja recht bedauerlich aus; hätte ich ahnen können, daß meine Bitte an Erzellen wegen des Alarms solche Unannehmlichkeiten für Sie und Ihre Leute im Gefolge haben könnte, dann hätte ich es gewiß unterlassen“, und damit reichte sie dem Major die Hand. Natürlich mußte die Erzellen, so schwer es ihr auch wurde, ebenfalls einige freundliche Worte sagen.

Die Besichtigung fiel gut aus; das Bataillon in Unterbeinkleidern war, hat niemand außer den Beteiligten gemerkt und Seine Erzellen hob bei der Kritik das freundliche Wesen der Mannschaften — die sich natürlich das Baden wegen der Komit der Situation kaum verneinen konnten — recht als besonders lobenswert hervor.

Der Ursprung der Mode.

Wie weit als liegen die heutigen Fieder der Bekleidung und des Schmuds von denen, die die ersten Frauen verfolgten, die Schmutz und Stoffe an ihren Körper legten. Das haben die Aegyptologen festgestellt, die die ältesten menschlichen Kleidungsstücke entdeckten, von denen wir Kenntnis haben. Aus Frömmigkeit, nicht aus Gefallsucht, hülfen sich die ersten Aegyptierinnen in Stoffe, legten Schmutzstücke an und trachten sogar die Schminke, die man in ihren Sarkophagen wiedergefunden hat, verschleierte Schwärzen, mit denen sie ihren Augen den Anchein größerer Länge verleihten, viele rosa und rote Salben, mit denen sie ihre Wangen denen der verehrten Göttin Hathor ähnlich machten. Und ihre Schmuckgegenstände waren Amulette mit dem Bildnis irgendeiner Gottheit, unter deren besonderen Schutz sie sich gestellt hatten. Und wenn sie Gemüden anlegten, die auf das feinste mit Lotusblättern bestickt waren, so geschab es, um den Göttern Dank darzubringen, die mit Lotus die ersten Aegyptier ernährt hatten. Sie färbten sich auch das Gesicht zinnoberrot, um Hathor der Fürchtbaren zu gefallen, deren Antlitz rot gemorden war, weil diese hegreise Göttin sich zu lange im Blute ihrer Reibe beschaut hatte, das die Obenen Reib überschwemmte. So hat Jahrhunderte hindurch die Mode dazu gebietet, die Götter zu ehren. Und so haben die auf den ersten Anblick frivolen Dinge oft einen sehr ersten Ursprung!